

Jüdische Korrespondenz

Monatsblatt des Jüdischen Kulturvereins Berlin e.V. Cheschan Kislew 5762 November 2001 Nr. 11 11. Jahrgang 2 00 DM

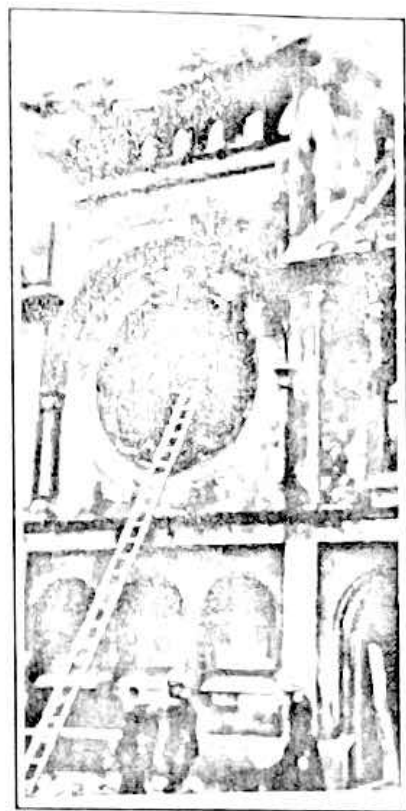
November 1938

Von Irene Runge

Der Brandgeruch ist vermutlich schnell verfliegen, unvergessen bleibt das grelle Leuchten der Flammen. Es waren Synagogen, die den Morgenhimmel anstrahlten, nicht die Fackeln der sich feuernden NS-Algarde. Später wurde auch «Kristallnacht» gesagt, doch am 11. November 1938 sprach die Nazipresse vom «Ereignis». Niemand hat damals Berlin bombardiert. Feuert? Das Ausland reagierte entsprechend der eigenen Interessen zurückhaltend. Es war kühl, feucht, aber nicht kalt. Es war neblig. Um Mitternacht waren am 9. November alle Entscheidungen gefallen, die Tatsachen sind gründlich dokumentiert. Für Betehl sollten keine SA-Uniformen getragen werden. «Das hat alles seine Richtigkeit», wurde einer Berlinerin gesagt, als sie die Feuerwehr alarmieren wollte. Etwa vierzehn großen Berliner Synagogen brannten aus. Wir wissen nicht, wie viele kleinere Synagogen und Betstuben in dieser Nacht zerstört wurden. Die Polizei schützte die Täter, der mutige Polizist Wilhelm Krutzfeld hingegen die Synagoge Oranienburger Straße. Alle erinnerten sich später an das Glas, über das sie gehen mussten, auf dem Weg zur Schule beispielsweise. «Ich erinnere mich an ein Gefühl. Ich sehe mich in Adlershof stehen, an der Ecke, wo der kleine Waschladen war neben dem Fleischer, wo wir immer einkauften. Ich sehe mich in einer Menge Passanten. Ich erinnere mich an das Gefühl der Beklommenheit und daran, dass zwei oder drei Männer die Sache rechtfertigen wollten. Da war so ein Reim- und Käsegeruch aus dem Laden. Die Tür war eingetreten. Waren die Fenster eingeworfen? Stand da JUDEN?»

Ich stellte mir diese Nacht stets unendlich schwarz vor, doch der Terror dauerte bis tief in den Tag. In der «Pariser Tageszeitung» lasen deutsche Migranten «Überall... das gleiche furchtbare Schauspiel. Die Bürgersteige bedeckt mit Glassplintern, ein Durcheinander von Waren, und vor jedem Geschäft Gruppen von Neugierigen, die die Ereignisse kommentieren». Die Münzstraße am Alexanderplatz, wo sich zahlreiche jüdische Geschäfte befinden, bietet ein jammervolles Bild. Kein Jude zeigt sich auf den Straßen und in den Läden. Immer hatte ich heftigen Applaus vermutet, nie, dass Anwohner schockiert wären. Erst 1987 begann ich nachzufragen, wie aus der Mischung von Befehl, Terror und Gewalt, aus Angst und Gehorsam ein soziales Milieu entsteht, in dem solche «Ereignisse» massenhaft ge-

Jüden werden. Am Donnerstag, den 10. November, sahen Deutschlands Städte anders aus als zuvor. Godfrey äußerte sich im «Völkischen Beobachter» über «die berechtigzte Empörung des deutschen Volkes». Die offizielle Lesart «In zahlreichen Städten und Orten des Reiches wurden Vergeltungsaktionen gegen jüdische Gebäude und



Geschäfte vorgenommen». Ein junger Herschel Grynszpan aus Hannover hatte in Paris mit einem Attentat auf den Diplomaten vom Rath auf das Ende der aus Deutschland deportierten polnischen und staatenlosen Juden aufmerksam machen wollen. Diese Verzeiwungstat wurde zum gewollten Anlass, Juden aus dem vertrauten alltäglichen Leben auszuschalten. Am Freitag, den 11. November, gab es kaum noch Synagogen, aber noch immer Juden in Deutschland. In welcher Verfassung haben Frauen am Abend die Kerzen gezündet, wer hat das Brot gebrochen? Wo betanden sich die 20.000 bis 30.000 verhafteten Männer? Und die nichtjüdischen Nachbarn? Da gab es den Kleinen Verrat und heimliche Hilfen. Die Leute sollen sich im Aufschwung gewähnt haben. Ein «friedlicher Krieg» hatte gerade Österreich und das Sudetenland abgeschlossen, Angst wurde an-

derswo getahnt. Allzuoftlich genügte sich der nichtjüdische Alltag wieder, und die jüdische Bevölkerung hoffte aufs Auswandern. Nicht nur für die Armen waren die letzten Züge schon abgefahren.

Wir die Nachwelt können anders als sie den Fortgang der Geschichte vom Ende hier 1938 ist, Auschwitz noch kein Begriff.

Bis heute sprechen nichtjüdische Zeitzeugen nicht davon, ob oder dass Väter, Onkel, Brüder und Nachbarn in einer Nacht entzogen sind, bis heute fehlen Erinnerungen von Frauen, die damals Pelzmäntel oder Edelsteine auf den Straßen aufgelesen haben. Manche Familie zog im Winter 1938 vom Hinterhaus in die Belle Époque.

Nein, diese «Kristallnacht» ist kein jüdischer Gedenktag. Sie ist Teil der deutschen Geschichte. Und daran muss auch weiterhin erinnert werden.

Welche Kriegsziele?

Von Walter Laqueur (Washington, DC)

In Washington gibt es groß gesagt zwei grundsätzliche Vorstellungen, wie und zu welchem Zweck die Kampagne in Afghanistan durchgeführt werden soll. Überinstimmung herrscht auf jeden Fall darin, dass etwas gegen Ben Laden und seine Beschützer, die Taliban, unternommen werden muss. Die konventionelle und vorherrschende Denkschule argumentiert im Sinne einer lang ausgeführten Kampagne. Die Kritiker auf der anderen Seite stimmen dem pakistanischen Präsidenten darin zu, dass sie aus einer Vielzahl von Gründen kurz und hart sein sollte. Es gibt in Afghanistan nur wenige Ziele, die man aus der Luft angreifen kann, die Führer der Taliban verstecken sich hinter den Frauen von Kandahar. Diese zu treffen würde Verluste unter Zivilisten bedeuten. Das will niemand. Ein groß angelegter Bodeneinsatz ist deshalb nicht vieler sprechend, es sei denn, er wird von der Nordallianz durchgeführt. Doch die Nordallianz ist schwach und innerlich gespalten.

Die militärischen Pläne in Washington erinnern sich an den unglücklichen Kampf von Mogadischu in Somalia im Jahr 1995, als sich General Mohammed Aidid, einer der blutruhmestigsten ethiophischen Kriegsherren, mehrere Monate vor den Vereinten Nationen versteckte und am Ende hier zufällig geschlagen wurde. Sechs Jahre später ist der Kampf von Mogadischu noch immer nicht vorbei.

Das Gelände in Afghanistan ist zum Verstecken

Der konservative Jude als Außenseiter

Von Adam Sacks (New York, Berlin)

Ein energiegelbtes Publikum kam, um Professor Julius H. Schoeps über seinen Vater, den berühmten Religionshistoriker Professor Hans Joachim Schoeps, sprechen zu hören. Julius H. Schoeps



Jul. Schoeps 1994

tritt in die Fußstapfen seines Vaters, um den Fortbestand der deutsch-jüdischen Verpflichtung in der deutschen Zukunft aufzuzeigen. Das Thema »Warum mein nach Schweden emigrierter Vater nicht in die

SBZ wollte« verlangte aber eine allgemeine Einführung in die noch allgemeinere Frage »Wer war Hans Joachim Schoeps?«. Das Leben einer der faszinierendsten und komplexesten Figuren des späten modernen deutschen Judentums eröffnet Einblicke in die untergegangene Kulturwelt preußisch-reformierten Judentums. Wie Julius H. Schoeps klar am Schluss formulierte, war Hans Joachim Schoeps in der DDR eine unerwünschte Person, Inbegriff für reaktionären Konservatismus, bundesdeutscher Prägung der 50er Jahre. Sein Judentum war untrennbar mit preußischem Konservatismus verbunden, das Bekenntnis dazu betrachtet er als Pflicht.

Auf freudige und lebendige Weise sprach Julius H. Schoeps über den eigenen Vater. Obwohl seine Rede mit persönlichen und unterhaltenden Anekdoten gespickt war, hielt er sachliche Distanz. Hans Joachim Schoeps wurde am 30. Januar 1909 in Berlin-Hasenheide geboren. Er promovierte 1932 zum Dr. phil. Sein Vater war ein Arzt aus Westpreußen, seine Mutter stammte aus Brandenburg, typisch für das, was man damals Preußisches Judentum nannte. Der Vortrag begann mit einem Brief, den der Vater dem Sohn im schwedischen Exil im Januar 1943 anlässlich dessen Geburt schrieb, als der Zukunftshorizont noch immer finster war. Hans Joachim Schoeps hatte die Nachricht von der Deportation seiner Eltern aus Berlin kurz vorher erfahren. Den Brief erhielt der Sohn zum Anlass der Bar Mitzva. Der bewegende Text drückte den Traum gleicher Rechte für Juden und von einer freien Zukunft aus, ebenso wie den der Freiheit zur Wahl eines eigenen Jüdischseins.

Die wissenschaftliche Tätigkeit von Hans Joachim Schoeps begann im Alter von 19 Jahren mit einer Veröffentlichung in einer theologischen Zeitschrift, der »Christlichen Welt«, mit einem

Aufsatz über Franz Kafka, der damals kaum jemanden interessierte. Kafkas Freund und Führer der Kulturzionist Max Brod las ihn, woraus eine Korrespondenz entstand, die zur ersten Kafka Edition führte. Der gemeinsame Interpretationsprozess zog jedoch eine wachsende Entfremdung von Brod und Schoeps nach sich. Schoeps favorisierte eine religiös-zentrierte Kafka-Interpretation, während Brod eine zionistische Annäherung wollte. Anstatt den Zionismus als Rückkehr des Judentums zu sich selbst zu betrachten, sah Schoeps den Zionismus als Form des Imperialismus, der die Juden zu einem verweltlichten Volk macht, wodurch eine Entstellung der jüdischen Wirklichkeit drohe. Die Schoeps-Prinz-Debatte am Anfang der NS-Zeit ist ein Nachspiel auf die Schoeps-Brod-Debatte, eine leidenschaftliche Diskussion über die Zukunft und den Charakter des Deutschen Judentums. Von Rabbiner Joachim Prinz erschien 1933 »Wir Juden«, er plädierte für eine Massene migration aus Deutschland, ein Jahr später erschien im Gegenzug Schoeps »Wir deutschen Juden«, was die jüdische Verpflichtung zu Deutschland in der Tradition von Moses Mendelssohn zum Thema hatte. Dieses Werk entstand durch Schoeps Rolle bei der Schaffung des »Deutschen Vortrupps Gefolgschaft Deutscher Juden«, einer deutsch-jüdischen, national-konservativen Jugendbewegung, die 1933/34 aktiv war. Dass diese Debatte in der frühen NS-Zeit geführt wurde, kann und sollte nicht unter dem Aspekt des Holocaust gesehen werden. Wie er es sein ganzes Leben tat, ließ sich Schoeps auch damals nicht davon abhalten, kontroverse Positionen einzunehmen, im Klaren darüber, nicht die völlige Unterstützung seiner Schicksalsgenossen erwarten zu können. Julius Schoeps warnte vor vereinfachter retrospektiver Annäherung und Urteil, gelebte Geschichte solle nicht zum apokalyptischen Märchen werden.

Da Schoeps zu den hundert Personen gehörte, die auf einer Liste der Gestapo standen, die Deutschland unter keinen Umständen verlassen durften, flog er Weihnachten 1938 mit Hilfe eines alten Freundes von Berlin-Tempelhof nach Schweden. Er erhielt dort ein Stipendium der evangelischen Kirche und schrieb in schwedischer Sprache über die »Deutsche Frage« unter dem Pseudonym Joachim Frank. In einem unveröffentlichten Text mit dem Titel »Was soll aus den Deutschen werden« schrieb er vom Nachkriegswiederaufbau im Kontext der Anknüpfung an die Weimarer Zeit. In diesem Text wies er den Ostjuden die Schuld für die Evolution des Anti-Semitismus zu. Schoeps wollte so früh wie möglich zurückkehren, was ihm im Herbst 1945 unmöglich war, da das besetzte Deutschland zu der Zeit hermetisch abgeriegelt war. Im Gegensatz zum Westen wurden im Osten die alten Genossen und Exilanten bewusst zurückgeholt, um sofort mit dem »Aufbau des Sozialismus« zu beginnen. Die in den Osten zurückgekehrten Exilanten wollten meist ihr Judentum nicht. Im Kontrast dazu prägte sich Schoeps jüdische Identität stärker denn je aus, doch nicht im zionistischen bzw. im Volks-Sinne, sondern mehr unter dem theologischen Aspekt. Zu einer Zeit, in

der die Juden auf der Welt nicht akzeptierten, dass Juden wieder in Deutschland leben würden, kehrte er 1946 in die Westzone zurück. Ich habe das Angebot der Amerikaner, eine Zeitungsindustrie zu entwickeln, ebenso ab wie Professorienposten an der Humboldt-Universität und in Leipzig. Schoeps hatte professionelle Kontakte mit ostdeutschen Kollegen durch die von ihm 1947 gegründete deutsch-deutsche Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte. In Marburg habilitierte er mit sieben Kilo Manuskripten, die er in Schweden verfasst hatte. Schließlich akzeptierte er einen Lehrstuhl in Erlangen, nach seinem Wunsch für »Religions- und Geisteswissenschaft«, ein »reines Unikum« im westlichen Nachkriegsdeutschland. Er gehörte in den ersten beiden Nachkriegsjahrzenten zu den einflussreichsten und am meisten gelesenen Historikern in Westdeutschland.

Die Entscheidung, von Schweden nach Deutschland zurückzukehren, war mit Spannungen beladen. Die Frage, ob man zurückgehen konnte in das »Land der Mörder«, wurde in Exilkreisen mit aller Heftigkeit geführt. In Korrespondenz mit anderen Exilanten hielt Hans Joachim Schoeps daran fest, dass das katastrophale Schicksal der europäischen Judenheit »gewiss nicht bagatellisiert werden darf, aber auch nicht metaphysiert«. Er war dagegen, einen Strich unter die deutsch-jüdische Vergangenheit zu ziehen, und sprach sich dagegen aus, den Holocaust als zwangsläufigen Wesensausdruck eines vorgeblich deutschen Volkscharakters zu sehen, er sei »tragisches Ergebnis eines Zufalls«. Schoeps stellte keine kollektive, sondern nur die Frage nach individueller Schuld.

Ein Hauptthema von Schoeps Nachkriegsbestseller war Preußen, was auch in den aktuellen Feierlichkeiten des »Preußenjahres« und in unserer Diskussionsrunde zur Frage stand, ebenso seine Verbindung zu Preußen und sein Selbstverständnis als konservativer Preuße und Jude. Schoeps Identifikation mit Preußen basierte auf einem religiösen Kontext. Er glaubte, der preußische Thron folge der »Theorie des göttlichen Rechts«, sagte nie »Ich bin ein Deutscher«, sondern »Ich bin ein Preuße«. Das war supra-national, Preußen die Heimat von Polen, Juden, französischen Hugenotten und Deutschen. Später durchlief Schoeps eine Entwicklung, die ihn über die Richtigkeit seine Entscheidung zur Rückkehr ins Zweite brachte. Kurz vor seinem Tod 1980 wurde sein Lehrstuhl in Erlangen zum einem Konkordatslehrstuhl für Politische Wissenschaften umgewidmet, dessen Inhaber katholisch sein muss und den Segen des Bischofs erhält. Schoeps bedauerte jetzt, nach Deutschland zurückkehrt zu sein. 1994 verkaufte die Erlanger Universität Stück für Stück der Semmarbibliothek, die in über 30 Jahren von Schoeps zusammengestellt worden war und Spuren seiner persönlichen Handschrift trug. Alle Erinnerung an Hans Joachim Schoeps wurde so verwischt. Man sollte seine legendäre Selbstbeschreibung als »Konservativer Preuße und Jude« durch das Wort »Außenseiter« ergänzen.